

Karin Dengler-Schreiber

Weltkulturerbe Bamberg

Festvortrag zur 57. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 9. Oktober 2004

Weltkulturerbe – gibt es das denn überhaupt? Wer erbt denn da was? Nach der Definition der UNESCO geht es um das Erbe „der Menschheit“. Wenn man genauer über diese Definition nachdenkt, kommt man zu einem faszinierenden Rückschluss: diese allgemein akzeptierte Definition unterstellt, dass es etwas gibt, das der Menschheit, d. h. allen Menschen dieser Welt, heute und in Zukunft, gemeinsam gehört. Was für ein unglaublich großer und großartiger Gedanke! Er ist ein Indiz für einen aufregenden Vorgang: für das Zusammenwachsen der Welt zu einer Einheit. Für diesen Vorgang gibt es vielfältige Indizien, von denen ich hier nur einige wenige leise antippen kann: z. B. die Definition der Menschenrechte, die Schaffung der Uno, die faktische Globalisierung auf wirtschaftlichem Gebiet, die Überlegungen zu einer Weltethik. Selbst die Erfindung des Internets ist ein solches Indiz. Die Geschichte zeigt immer wieder, dass eine Erfindung dann gemacht wurde, wenn die Zeit reif war für eine Entwicklung, die durch die entsprechende Erfindung erst möglich wurde. Solche Entwicklungen dauern lange, manchmal Jahrhunderte. Aber offensichtlich sind wir, ist die Menschheit auf dem Weg zueinander. Unvorstellbar? So unvorstellbar wie die Vorstellung, dass etwa Herr Schröder und Frau Merkel ihren Kampf um die Macht dadurch entscheiden würden, dass sie ausreiten und die Häuser und Felder des anderen zerstören und ihre Gefolgsleute und Ministerialbeamten töten würden. Es ist schließlich erst ein paar Jahrhunderte her, dass diese Art der Konfliktlösung üblich war. Es kommt nur auf den Standpunkt an, von wo aus man eine Entwicklung betrachtet – in der Geschichte der Menschheit sind ein paar Jahrhunderte nicht viel. Wir sind

auf dem Weg und die Definition des Welt-erbes ist ein Meilenstein auf diesem Weg.

Das Erbe der Menschheit enthält die Komponenten Kultur- und Naturerbe. Die Erkenntnis vom Vorhandensein eines solchen Gutes erwuchs eigentlich erst aus dem Erkennen der Verluste an diesem Erbe.

Das begann mit den gewaltigen Veränderungen durch die Industrialisierung Europas im 19. Jahrhundert, als sich die Lebensweise vieler Menschen auf dem Land in zuvor nie gekanntem Maß veränderte, als die Städte plötzlich wuchsen wie niemals vorher in der Geschichte. Damals schlossen sich bildungsbürgerliche Kreise in kleinen, oft verlachten Gruppen und Vereinen zusammen, um die kulturelle Überlieferung in ihrer näheren Umgebung zu erforschen, zu bewahren und zu pflegen.

So begann auch die deutsche Heimatbewegung. Es war ein Berliner Musikprofessor, Ernst Rudorff, der 1897 in seiner Schrift „Heimatschutz“ dieses Wort das erste Mal gebrauchte und sich leidenschaftlich gegen eine rein rationale und fortschrittsgläubige Welt wandte, eine neue Welt, geprägt von Großbauten, Verkehr und Umweltzerstörung. Schon er setzte sich für einen offensiven Natur- und Landschaftsschutz ein und für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie. Er wurde mit seinen Schriften zu einem Wegbereiter der Heimatschutzbewegung in Deutschland.

Eine der ersten Organisationen, die diese Gedanken aufgriff, entstand in Bamberg, wo im Jahr 1900 auf Anregung des Apothekers Dr. Carl Schmolz der „Verein zum Schutz und

zur Pflege der Alpenpflanzen“ gegründet wurde. Gleichzeitig wuchs die Sensibilisierung für den Wert der Volkskunst. 1902 wurde der „Bayrische Verein für Volkskunst und Volkskunde“ (der heutige Landesverein für Heimatpflege“) gegründet, 1904 der Verein für Niedersächsisches Volkstum, 1906 der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz usw. Bis zum Ersten Weltkrieg hatte die Heimatschutzbewegung fast alle Länder des damaligen Reiches erfasst.

Ihre Bedeutung hatte auch ein junger Mann erkannt, der schon in seinen frühesten Schriften für den Historischen Verein Bamberg darauf hinwies, wie wichtig es sei, die Volkskunde zu pflegen – Peter Schneider. 1920 gründete er den „Frankenbund“. Der Frankenbund soll, wie er schrieb, alle fränkische Kultur, „Natur, Mundart, Literatur, Kunst, Musik, Geschichte, Sitte und Brauchtum aus Vergangenheit und Gegenwart allen Franken bekannt und zugänglich machen.“ Es soll allerdings auch nicht verschwiegen werden, dass sich bei Peter Schneider in diese wichtigen und immer noch gültigen Grundziele viel von jenem Pathetisch-Völkischen mischte, das im Dritten Reich immer weiter in die Irre führte. „Führt in diesen unseren heiligen Gärten immer neue Stammesbrüder! Wir müssen noch eine gewaltige Heerschar werden, vor deren wuchtigem Schritt die Geister der Gemeinheit, die unser Volk jetzt plagen, sich winselnd in alle Ecken verkriechen. Nichts anderes kann uns mehr helfen als der Stolz auf die Leistungen und Tugenden unseres Stammes. Willkommen ihr alle, in denen noch eine Spur dieses Stolzes glüht, im Frankenbunde.“

Solche Töne sind leicht zu missbrauchen und sie wurden missbraucht. Der „wichtige Schritt“ führte ins Verderben. Die rechte Schlagseite der Denkweise, die nur noch das „Eigene“ sah und sich gegen alles vermeintlich Fremde abschloss, hätte beinahe der ganzen Heimatbewegung den Garaus gemacht. Sogar das Wort „Heimat“ war nach 1945 über lange Zeit kaum noch brauchbar.

Doch das Grundbedürfnis des Menschen nach einer vertrauten Umgebung, wo er die Spielregeln kennt und die Wege, die Zeichen und die Wahrzeichen, die er wiedererkennt,

wenn er aus der Fremde zurückkommt, ist zeitlos und nicht zu zerstören. Aber die Zerstörung der Wahrzeichen geht weiter, die Gefährdung unserer kulturellen und natürlichen Umwelt ist nicht geringer geworden, im Gegenteil.

Die Emotion, die sich hinter dem Wort Heimat verbirgt, ist eine ungeheure Kraft, die Kraft, die Gruppen, Kommunen und Staaten zusammenhält und funktionieren lässt: nämlich das Verantwortungsgefühl des Einzelnen für etwas Überindividuelles, über den Einzelnen Hinausgehendes. Verantwortungsgefühl kann nur entstehen im Zusammenhang mit Zuwendung, mit Liebe und Stolz und mit dem Gefühl von Vertrautheit. „Lieben kann man nur, was man kennt“, schrieb Kultusminister Zehetmair, als er 1987 das Thema „Heimat“ zum Schwerpunktthema an den Schulen Bayerns machte. „Wer seine Heimat nicht kennt, dem fehlen wesentliche Grundlagen für das Verständnis der Welt. Heimatbewusstsein und Weltoffenheit sind keine Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig.“

Damit sind sozusagen die ersten Schritte zur Welterbeliste beschrieben. Zunächst muss man sich einmal klarmachen, was die Welterbe-Liste ist. Am Anfang stand, ähnlich wie bei der Heimatschutzbewegung, das Erschrecken über die rapide zunehmende Gefährdung natürlicher und kultureller Güter der Erde. 1972 verabschiedete die Generalkonferenz der UNESCO die „Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“. Zunächst war das nur eines unter vielen ähnlichen Projekten der UN. Doch dann passierte etwas, womit niemand gerechnet hatte: die Liste des Welterbes entwickelte eine ungeahnte Eigendynamik und wurde zum bekanntesten und begehrtesten Objekt der UNESCO, zu einem ihrer wichtigsten Zugpferde. Inzwischen haben 178 Staaten der Welt dieses Abkommen unterzeichnet und der Andrang derer, die auf die Liste wollen, ist riesig. Das hat natürlich sehr viel mit einer gewissen Konkurrenz der Städte und Länder untereinander zu tun und mit den wirtschaftlichen Vorteilen, vor allem auf dem Feld des Tourismus, die der Titel bringt. Doch daneben dürfte einer der Gründe dafür auch tatsächlich

die sich mehr und mehr ausbreitende Erkenntnis sein, dass es eine Gesamtheit von überlieferten Kulturgütern und einzigartigen Naturlandschaften gibt, die „Besitztümer nicht nur eines jeden Volkes, sondern der ganzen Menschheit sind“ und dass „deren Untergang eine Schmälerung des Erbes aller Völker der Welt darstellen würde“ (Richtlinien für die Durchführung der Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt). Das leuchtet bei den berühmtesten Objekten sofort ein: z. B. den Pyramiden oder dem Taj Mahal, der Chinesischen Mauer und dem Grand Canyon. Auch die Freiheitsstatue, die Victoria Falls oder die Tonarmee des ersten chinesischen Kaisers, die Akropolis, der Kreml oder der Big Ben in London „gehören“ nicht nur einem Land, sondern stellen jeweils ein Stück geronnene Menschheitsgeschichte oder eine unverzichtbare Naturlandschaft dar.

1975 wurde ein „Komitee für das Erbe der Welt“ ins Leben gerufen, dessen erste Aufgabe es war, eine Liste des Welterbes zu erstellen. Dafür konnte jedes Land, das die Konvention unterschrieben hatte, eine Liste mit Vorschlägen erstellen. Das Komitee prüft seitdem die von den Vertragsstaaten vorgeschlagenen Kultur- und Naturgüter anhand einer Reihe strenger Kriterien – z. B. „Einzigartigkeit“, „Authentizität“ (Echtheit, nichts Rekonstruiertes) bzw. „Integrität“ (bei Naturdenkmälern) – und entscheidet jährlich einmal über die Aufnahme einzelner Objekte in die Liste. 2004 umfasste sie 788 Denkmäler in 129 Ländern. Sie ist damit nicht abgeschlossen; „weder für die Gesamtzahl noch für die Zahl der Güter, die ein Land vorschlagen kann, gibt es eine Grenze“. Aber allen Beteiligten ist klar, dass die Anzahl der eingetragenen Objekte nicht ausufern darf, weil sonst der wirksamste Effekt außer Kraft gesetzt würde, „das Prestige des Welterbetitels, das so groß ist, dass die meisten Staaten auch erhebliche Anstrengungen nicht scheuen, um ihn sich zu verdienen“. Die internationale Anerkennung, die mit dem Titel verbunden ist, setzt Kräfte frei, die die eventuellen direkten finanziellen Hilfen weit überstrahlen. Inzwischen beklagen sich vor allem Entwicklungsländer, dass sie zu wenig berücksichtigt

würden, denn Europa ist bei weitem mit den meisten Objekten auf der Liste vertreten. Auf Grund dieser Situation, des enormen öffentlichen Erfolgs der Liste und des daher resultierenden Andrangs sind die Kriterien für die Aufnahme inzwischen noch strenger geworden als anfangs und die Neigung ist groß, dass das Komitee einmal ein europäisches Denkmal, das aus irgendwelchen Gründen gegen die Auflagen verstößt, von der Liste streicht, schon um einmal ein Exempel zu statuieren und damit klar zu machen, wie wertvoll, auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten, der Titel ist.

Wie kam nun gerade Bamberg dazu, in die Liste aufgenommen zu werden? Schon 1980 hatte Oberbürgermeister Matthieu an den bayerischen Kultusminister Hans Maier als Präsidenten des deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz geschrieben mit Bitte um Aufnahme Bambergs in die deutsche Vorschlagsliste. Als Begründung führte er an, dass Bamberg 1977 als erste deutsche Stadt die Europamedaille für Denkmalpflege erhalten und 1979 beim Wettbewerb „Stadtgestalt und Denkmalschutz“ die Goldmedaille gewonnen hätte. 1982 hat dann der Bamberger Stadtrat zugestimmt, dass die ganze Altstadt als Gesamtensemble ausgewiesen wurde, das sog. Stadtdenkmal. Daraufhin hat sich der neue OB Röhner noch einmal an das bayerische Kultusministerium gewandt und erreicht, dass der Antrag von Bayern an die deutsche Kultusministerkonferenz weitergeleitet wurde. Diese lehnte Bamberg zunächst ab, aber 1984 wurde es dann doch auf die Liste der 52 Objekte gesetzt, die Deutschland, d. h. das Auswärtige Amt, dem UNESCO-Komitee in Paris vorlegte (von diesen 52 Vorschlägen sind inzwischen 30 Objekte auf der Welterbeliste). In den nächsten 8 Jahren hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, vor allem Prof. Dr. Tilmann Breuer, enorme Anstrengungen unternommen, um Bamberg den Titel zu verschaffen. Wenn das Weltkulturerbe Bamberg einen Vater hat, dann ist es Professor Breuer. Er verfasste den Text, der die Grundlage der Präsentation Bambergs bei der UNESCO bildete und stellte akribisch alle notwendigen Unterlagen zusammen. 1992 wurden die Unterlagen nochmals nach

Bamberg zurückgeschickt mit der Aufforderung, sie zu überarbeiten: anstelle des Stadtdenkmal, das auch die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts einschloss, sollte das als Weltkulturerbe einzutragende Gebiet nur den mittelalterlichen Stadtbereich umfassen. In der Sitzung des UNESCO-Komitees am 11. 12. 1993 in Cartagena in Kolumbien wurde schließlich die mittelalterliche Altstadt Bambergs gemeinsam mit Kloster Maulbronn für Deutschland ausgewählt und in die Liste eingetragen.

Die Begründung dafür lautet in der Kurzfassung: „Die Altstadt Bambergs repräsentiert in einzigartiger Weise die auf frühmittelalterlicher Grundstruktur entwickelte mitteleuropäische Stadt. In dem historischen Stadtbild mit seinen zahlreichen Monumentalbauten aus dem 11. bis 18. Jahrhundert – eine Synthese aus mittelalterlichen Kirchen und barocken Bürgerhäusern wie Palästen – sind architekturgeschichtliche Momente lebendig geblieben, die das ganze Europa betrafen. Die Baukunst in Bamberg wirkte über Mitteleuropa bis nach Ungarn und zeigte enge Verbindungen zu Böhmen. Das „fränkische Rom“ an der Regnitz bildet ein Stadtensemble von höchster Rarität, in dem der Dom und die Alte Hofhaltung, das Böttingerhaus wie das vom Fluss umspülte Alte Rathaus oder die Häuserzeilen von „Klein Venedig“ besonders spektakuläre Attraktionen sind.“

Bamberg wurde also als Beispiel für die „mitteleuropäische Stadt“ ausgewählt. Kann es denn diesem Anspruch überhaupt gerecht werden? Ist nicht jede dieser Städte einzigartig und ganz verschieden von der andern? Natürlich hat jede dieser Städte ihre Besonderheiten, ist nicht vergleichbar mit der andern, aber es gibt tatsächlich gewisse gemeinsame Entwicklungslinien, Puzzlesteine, die sich auch in der Geschichte Bambergs wiederfinden. Am Anfang stand oft ein König oder ein anderer Adelige oder Geistlicher, der dem Ort Rechte verlieh und finanzielle Mittel. Auf Grund dieser günstigen Bedingungen wuchs die Stadt, die Bürger wurden reich und selbstbewusst und kämpften für ihre Selbständigkeit. Das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit ist überall die Periode von

Kriegen und anderen Katastrophen. In der Barockzeit wurden viele Städte neu eingekleidet. Im 19. Jahrhundert kamen die Industrialisierung und die Eisenbahn, im 20. die beiden Weltkriege, Autos und Luftverschmutzung. Insofern kann Bambergs Geschichte, die die Grundlage für den Welterbetitel bildet, tatsächlich als beispielhaft gelten.

Wer über die Stadtgeschichte Bambergs berichten will, beginnt am besten mit dem Jahr 1007. Damals gründeten Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde hier ein Bistum und damit auch einen in vielem selbständigen „Staat“ mit weitreichenden Besitzungen, das Hochstift Bamberg, das erst 1803 durch die Säkularisation aufgelöst wurde. Seitdem gehört Bamberg zu Bayern. Doch schon Jahrhunderte vor der Bistumsgründung existierte eine Burg auf dem jetzigen Domberg. Sie war Verwaltungs- und Machtzentrum einer großen Region und bewachte die Flussübergänge zweier sehr alter Handelsstraßen. Mit der Bistumsgründung und der intensiven kaiserlichen Förderung begannen in Bamberg ganz neue wirtschaftliche Aktivitäten. Innerhalb von nur 60 Jahren entstanden im 11. Jahrhundert fünf sehr große Kirchen: der Dom, das Benediktinerkloster Michelsberg, und die Stiftskirchen St. Stephan, St. Jakob und St. Gangolf in Form eines Kreuzes. Für all diese Bauten brauchte man Handwerker: Maurer, Gerüstbauer, Dachdecker, Transportunternehmer, Eselstreiber und Steinmetze. Sie lebten mit ihren Familien in Bamberg. Dazu kamen die „Wanderkünstler“, die für bestimmte Arbeiten hierher berufen wurden: die Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldschmiede und Elfenbeinschnitzer. Ein enorm lebendiger und expandierender Arbeitsmarkt entwickelte sich. Bamberg war damals ein attraktives Zentrum für Existenzgründer. Ständig kamen neue Bürger an. Im 12. Jahrhundert war die bürgerliche Stadt zu Füßen des Dombergs zu klein geworden und man (wohl Bischof Otto I.) legte eine Neustadt auf der Insel zwischen den beiden Regnitzarmen an.

Interessanterweise ist der Unterschied zwischen den beiden Stadtbereichen bis heute deutlich spürbar: die alten geistlichen Bezirke

rund um die großen Kirchen im Westen der Stadt auf den berühmten 7 Hügeln (7 Hügel wie Rom, denn Bamberg war als „zweites Rom“ geplant) sind noch immer verhältnismäßig ruhige Wohngebiete mit vielen verträumten Gassen. Das Geschäftszentrum der Stadt aber, der quirlige lebendige Mittelpunkt der Innenstadt ist auch heute noch der große Marktplatz der Neustadt des 12. Jahrhunderts, der „Grüne Markt“ und das bedeutet „Gemüsemarkt“. Gemüse spielte in Bamberg seit dem 13. Jahrhundert eine große Rolle. Damals entwickelte sich das dritte wichtige Element, das die Stadt bis heute prägt: die Gärtnerfelder.

Wie fast alle europäischen Städte veränderte sich Bamberg im 19. und 20. Jahrhundert erheblich. Die Schlagworte heißen: Schleifung der Mauern und Tore, Stadterweiterungen, Bau der Eisenbahn, Industrialisierung. Aber die Grundstrukturen der mittelalterlichen Stadt blieben bis heute erhalten. Mit dem Stadtplan von 1602, der die Stadt am Ende ihrer mittelalterlichen Entwicklung zeigt, fände man sich in den zentralen Bereichen Bambergs noch immer zurecht.

Das Stadtbild jedoch hat sich seit damals auffallend verändert. Nachdem im Dreißigjährigen Krieg, vor allem zwischen 1632 und 1648, viele Gebäude zerstört worden waren, bekam Bamberg in der Barockzeit sozusagen ein neues Kleid übergestreift. Alle Kirchen und öffentlichen Gebäude wurden barockisiert und wer von den Bürgern es sich leisten konnte, der versah sein Haus mit einer barocken Fassade, hinter der sich oft ein älterer Kern verbirgt. Der Fürstbischof, gleichzeitig Landes- und Stadtherr, förderte diesen Vorgang mit Steuererleichterungen, so ähnlich, wie man das heute auch macht.

Heute ist Bamberg eine Stadt mit 70000 Einwohnern, Behörden- und Einkaufszentrum einer größeren Region, Verkehrsknotenpunkt, der größte Industriestandort Oberfrankens und Sitz einer Universität, die sich unter anderem durch zwei international bekannte Forschungsschwerpunkte auszeichnet: die Wirtschaftsinformatik und die Denkmalpflege.

Damit kommen wir zur Gegenwart in Bamberg und zu ihrem Umgang mit dem kulturellen Erbe. Bamberg verdankt seine gegenwärtige Sonderstellung als größte erhaltene Altstadt Deutschlands mit etwa 1500 Einzeldenkmälern der Tatsache, dass die Zerstörungen des 2. Weltkrieges in der historischen Altstadt im Verhältnis zu anderen Städten – Würzburg, Nürnberg, Schweinfurt – relativ gering waren. Noch positiver aber wirkte, dass man hier nach dem Krieg nicht großflächig erneuert, sondern die vorhandene Bausubstanz vielfach behutsam saniert hat.

Dabei war die Situation nach dem Krieg schwierig. 65% der Gebäude waren beschädigt, 7000 Personen obdachlos. Dazu kamen die Flüchtlinge. 12000 Menschen suchten in Bamberg eine Unterkunft, die Amerikaner hatten Hunderte von Häusern beschlagnahmt. Das sind keine guten Voraussetzungen für Denkmalpflege. Erste Schätzungen errechneten Kosten von über einer Milliarde Mark für die Gesamtanierung der insgesamt maroden Bausubstanz, eine Summe, die für die damaligen Verhältnisse unvorstellbar hoch schien.

In dieser Situation erfand Hans Rothenburger vom Bauamt der Stadt Bamberg den sog. „Bamberger Weg der kleinen Schritte“, mit dem nicht nur die baulichen, sondern auch die sozialen Strukturen der Stadt erhalten werden sollten und konnten. Das Vorgehen nach diesem Modell hat in Bamberg dazu geführt, dass jetzt nach knapp 50 Jahren (man begann 1956 mit der Erstellung einer Häuserliste) etwa 80-90% der denkmalwürdigen Bausubstanz saniert wurden. Das „Bamberger Modell“, wie es auch genannt wird, sieht vor, mit relativ wenig Geld und viel Beratung den Bürgern Hilfe zur Selbsthilfe zu geben. Private Hausbesitzer bekommen, gestaffelt nach der historischen Bedeutung ihres Hauses, Zuschüsse für denkmalpflegerische Maßnahmen, die in intensiven Gesprächen mit der Stadt, der Denkmal- und der Heimatpflege erarbeitet werden. Über viele Jahre hinweg förderte die Stadt das „Bamberger Modell“ mit 1 Mill. D-Mark im Jahr, zu denen aus anderen Töpfen, v. a. vom Freistaat Bayern, nochmals dieselbe Summe hinzukam. In den letzten Jahren wurde diese Summe wegen der

prekären finanziellen Situation der Stadt immer kleiner. Deshalb hat Oberbürgermeister Lauer eine „Weltkulturerbe-Stiftung“ ins Leben gerufen, die momentan auf ein Stiftungskapital von 8,4 Mill. Euro angewachsen ist. Aus den Erträgen des Kapitals sollen in Zukunft unter anderem die Aufgaben des „Bamberger Modells“ erfüllt werden. Die sind trotz der schon geleisteten Arbeit groß, nicht nur wegen der restlichen unsanierten Gebäude, sondern auch wegen des laufenden Unterhalts der denkmalwürdigen Bausubstanz.

Insgesamt ist Bamberg im Vergleich mit vielen anderen Städten unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten ein gutes Pflaster. Wir haben hier eine Reihe guter Instrumente entwickelt, die für eine praktikable und bürgernahe Umsetzung der Denkmalpflege nützlich sind: eine der wichtigsten Grundlagen ist das große Inventar aller Gebäude in der Stadt, das vom bayerischen Landesamt für Denkmalpflege erstellt wird. Außerdem wurde vom Baureferat ein „Fachgespräch Denkmalpflege“ eingeführt und aus dem Agenda 21-Prozess erwuchs ein „Stadtplanungsbeirat“, ein Gremium von Experten, das die Entscheidungsträger bei komplexen Bauvorhaben berät. Was uns noch fehlt, ist ein besseres Management der Vorgänge. Das Durcheinander der verschiedenen Kompetenzen, wo häufig eine Hand nicht weiß, was die andere tut, führt zu sehr viel Ärger, Reibungsverlusten und kostet Geld, Zeit und Nerven. Wir brauchen dringend ein vernünftiges, brauchbares Managementkonzept und eine Stelle, die in der Lage ist, dieses Konzept auch durchzusetzen.

Die langjährigen Investitionen haben Früchte getragen. Eine davon ist die Verleihung des Welterbetitels. Es ist verständlich, dass häufig bei der Erwähnung des Titels die erste Frage, die gestellt wird, lautet: „Was hat man eigentlich davon, Weltkulturerbe zu sein? Kriegt man da Geld dafür?“ Nein, Geld kriegt man nicht dafür und man kann den Wert dieser Auszeichnung auch nicht in Euro beziffern. Und trotzdem ist sie ungeheuer kostbar. Der Wert bemisst sich in Parametern, die auf längere Sicht wesentlich wertvoller sind als

direkte Zuschüsse. Da ist zunächst die stetig wachsende Bedeutung des Tourismus für die Welterbestätten. In Bamberg stiegen entgegen dem Trend die Besucherzahlen auch in den vergangenen Jahren stark an, auf momentan über 1,5 Millionen Besucher im Jahr.

Aber nicht nur für den Tourismus ist der Weltkulturerbe-Titel eine Trumpfkarte. Er ist einer der ganz wichtigen weichen Standortfaktoren. Mit diesem Alleinstellungsmerkmal kann man die Stadt z. B. in der Außenwirkung ganz anders darstellen. Der zukünftige Wert eines solchen Alleinstellungsmerkmals ist noch gar nicht abzuschätzen. Durch die inzwischen unausweichliche demographische Entwicklung in Deutschland mit erheblichem Rückgang der Bevölkerung in 10, 15 Jahren werden, so die Forscher, vor allem die kleineren Städte leiden, weil sie viele ihrer zentralen Funktionen (Behörden, Geschäfte, kulturelle Einrichtungen usw.) verlieren werden, während die Ballungszentren weiter wachsen. Da ist jede Motivation, die die Bürger in einer dieser kleineren Städte hält, sie veranlasst, dort zu leben, zu arbeiten und zu konsumieren, Gold wert. Das gilt nicht nur für Bamberg, sondern für jede Stadt. Je unverwechselbarer ihr Gesicht ist, desto stärker wird die Identifikation ihrer Bürger mit ihrer Heimat sein. Ein solch unverwechselbares Gesicht aber lässt sich nicht in wenigen Jahren erwerben. An den wichtigen und unwiederholbaren, nicht kopierbaren Grundzügen haben Jahrhunderte gearbeitet. Sie lassen Bilder in unserem Kopf entstehen, tief verwurzelte Bilder, die unsere Sicht auf die Welt bestimmen, die uns vertraut werden und uns ein Grundvertrauen geben können.

Diese Emotionen, mit denen man sagt „meine Stadt“, „mein Dorf“, nicht in der Bedeutung von Besitz, sondern von Verantwortung, so wie man sagt „meine Kinder“, das scheint mir der innerste Sinn der Bewahrung unseres „Erbes“ zu sein. Sie sind für das Zusammenleben in einer Gesellschaft, für ihre Stabilität und Kraft, über jeden materiellen Gewinn hinaus wertvoll. Unser kulturelles Erbe nämlich bildet die Basis des kollektiven Gedächtnisses der menschlichen Gesellschaft und ist deshalb unverzichtbar für eine menschliche Gestaltung der Zukunft.